

HEYNE <

Das Buch

Als sein Vater wegen Serienmordes verhaftet wurde, war Ed-
dies Foto der Aufmacher in den Nachrichten. In den Folge-
jahren zerbrach seine Familie: Seine Mutter brachte sich um,
seine Schwester starb an einer Überdosis. Eddie wuchs mit
der Ungewissheit auf, inwieweit die Dämonen des Vaters auch
seine Dämonen sein könnten. Er unterdrückte diese Neigung
aber erfolgreich und führt mittlerweile ein glückliches Leben
mit Frau und Kind. Doch die Gewalt holt ihn wieder ein,
als er in einen blutigen Banküberfall gerät. Zwar kann er die
Bankräuber davon abhalten, eine Mitarbeiterin als Geisel zu
nehmen, dafür töten sie seine Ehefrau Jodie – und entkom-
men. Detective Inspector Carl Schroder wird zum Tatort ge-
rufen. Er kennt Edties Vergangenheit. Und er hat Angst,
Eddie könnte eine Dummheit begehen. Zudem meldet sich
Edties Vater aus dem Gefängnis und gibt ihm den Namen
eines an der Tat Beteiligten. Das Unheil nimmt seinen Lauf.

Der Autor

Paul Cleave wurde am 10. Dezember 1974 in Christchurch,
Neuseeland geboren, dem Ort, wo auch seine Romane spielen.
Neben dem Schreiben renoviert er Immobilien (»Ich kaufe
ein Haus, lebe etwa ein Jahr in ihm, während ich es reno-
viere, und verkaufe es dann«). Dem Fan von Stephen King
und Lee Child gelang mit seinem Debütroman *Der siebte Tod*
auf Anhieb ein internationaler Bestseller, der in Deutschland
monatelang vorne auf den Bestsellerlisten stand. Auch seine
beiden folgenden Thriller *Die Stunde des Todes* und *Die Toten
schweigen nicht* waren internationale Erfolge. Besuchen Sie
Paul Cleave im Internet unter www.paulcleave.com

PAUL CLEAVE

Der Tod
in mir

Thriller

Aus dem Englischen
von Frank Dabrock

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe BLOOD MEN erschien 2010
bei Bantam Books, Australien.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Erstausgabe 09/2010

Copyright © 2010 by Paul Cleave

Copyright © 2010 der deutschen Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2010

Redaktion: Tamara Rapp

Umschlaggestaltung: © Eisele Grafik-Design, München

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-43511-7

www.heyne.de

*Für meine Mum, die ich liebe
Ich bin stolz und glücklich,
so eine tolle Mutter zu haben
Wir werden dich vermissen*

Prolog

»Ich war neun Jahre alt, als ich es zum ersten Mal in die Zeitung schaffte. In jeder Stadt im ganzen Land, bei den meisten auf die Titelseite. Sogar bis in die internationale Presse. Schwarz-weiß, leicht unscharf, das Gesicht gegen die Brust meines Vaters gepresst, von Menschen umringt. Ab da war ich auch im Fernsehen und in Zeitschriften zu sehen, und in immer mehr Zeitungen, stets dasselbe Foto. Ich wollte das alles nicht, ich habe versucht, das zu verhindern, doch die Entscheidung lag nicht bei mir.

Mein Dad, tja, der hat es auch in die Zeitung geschafft. Ebenfalls auf die Titelseite. Von ihm gab es mehr Fotos als von mir, schließlich war er derjenige, der verhaftet wurde. Ich war nur in seiner Nähe und habe versucht, die Polizei zu verjagen, als sie auftauchte, um ihn zu verhaften. Ich wusste es einfach nicht besser. Ich hatte Tränen in den Augen, als meine Mutter mich von ihm fortzog. Die Beamten legten ihm Handschellen an, und seitdem habe ich ihn nie wiedergesehen, bis diese Woche. Er war mein Dad, sicher, trotzdem fiel es mir ziemlich leicht, ihn nicht länger zu lieben, als sich herausstellte, dass er im Grunde nie der Mann gewesen ist, für den wir ihn gehalten haben. Dad

wurde verhaftet, weil er Vorlieben hatte, die die Leute nicht besonders mögen – nicht mal die Bewohner von Christchurch.

Ein Jahr darauf starb Mum. Sie hat einen Cocktail aus Gift und Tabletten geschluckt, um dem Hass und den Anschuldigungen der Leute zu entfliehen. Und mich so den Ärzten und Psychiatern als Studienobjekt überlassen. Sie hatten großes Interesse an mir. So wie jeder. Mein Vater war ein Mann des Blutes. In einem Zeitraum von mehr als fünfundzwanzig Jahren hat er elf Prostituierte umgebracht, darum stellen sich einige der braven Bürger von Christchurch die Frage, ob ich wohl genauso enden werde. Dad ging ziemlich geschickt zu Werke, und so hat niemand mitgekriegt, dass es in Christchurch überhaupt einen Serienmörder gab. Er hat die Sache nie an die große Glocke gehängt, sondern einfach sein Ding durchgezogen, ohne viel Aufhebens, ohne allzu große Sauerei; manchmal wurden seine Opfer gefunden, manchmal nicht, und die, die man nicht fand, wurden nicht als vermisst gemeldet. Er war ein Familienmensch und hat uns geliebt, er hätte alles für uns getan. Weder meiner Mutter noch meiner Schwester und mir hat er auch nur ein Haar gekrümmt, er hat hart gearbeitet, um uns zu ernähren und uns, so gut es ging, zu versorgen, damit wir es besser hatten als er in seiner Kindheit. Das Monster in seinem Innern ist nie zu uns nach Hause gekommen, es blieb draußen im Dunkeln verborgen, zusammen mit dem Blut und Fleisch der Menschen, die es getötet hatte, aber manchmal – in den mindestens elf Fällen, die er zugege-

ben hat – ist Dad nachts aus dem Haus geschlichen und hat sich mit dem Monster getroffen. In diesem Moment war er nicht mehr mein Dad, sondern etwas anderes. Ich habe nie gefragt, was genau. Erstens war das gar nicht möglich. Denn ich durfte ihn nicht besuchen, und als ich alt genug war, um meine eigenen Entscheidungen zu treffen, wollte ich nicht mehr.

Ich war zehn Jahre alt, als der Prozess begann. Es war das reinste Affentheater. Meine Mum lebte zwar noch, trotzdem war es für meine Schwester und mich eine harte Zeit. Wenn sie nüchtern war, brüllte sie uns ständig an, und wenn sie betrunken war, weinte sie; egal, in welchem Zustand sie gerade war, man wünschte sich stets, es wäre der andere. Bald schon forderten die Tabletten und der Alkohol ihren Tribut, doch das ging ihr nicht schnell genug, und da beides sowieso nicht ausreichte, um ihr den Rest zu geben, schnappte sie sich eines Tages ein Rasiermesser. Ich habe keine Ahnung, wie lange es gedauert hat, bis sie verblutet ist. Vielleicht war sie noch am Leben, als wir sie fanden. Ich hielt die ganze Zeit die Hand meiner Schwester, während wir ihren bleichen Körper anstarrten; und auf einmal war da kein Geschrei und kein Gemjammer mehr.

Die Familie meiner Mum wollte nichts mit uns zu tun haben, doch Dads Eltern haben uns bei sich aufgenommen. Ständig wurde ich von den Kindern in der Schule gehänselt, zusammengeschlagen, und mindestens einmal pro Woche haben sie mir die Tasche geklaut und ins Klo gestopft. Alle paar Monate kreuzte der Psychiater mit sei-

nen Tests und Fragen bei uns auf. Hin und wieder wurde mein Foto in der Zeitung abgedruckt, immer noch dasselbe, obwohl die schrecklichen Vorfälle weiter und weiter in die Vergangenheit rückten. Ich war fast eine Berühmtheit. Ich war der Sohn eines Serienmörders – und einige der braven Bürger von Christchurch glaubten, ich würde in seine Fußstapfen treten.

Meine Schwester Belinda schlug denselben Weg ein wie Dads Opfer. Im Alter von vierzehn Jahren machte sie gegen Kohle die Beine breit. Mit sechzehn war sie drogenabhängig; mit einer Vorliebe für Substanzen, die sich günstig beschaffen und spritzen ließen. Mit neunzehn war sie tot. Und ich der letzte Überlebende meiner Familie – Dads Monster hatte sie alle geholt.

Natürlich wurde der kleine Eddie größer, und inzwischen habe ich meine eigene Familie. Frau. Und Kind. Kurz nachdem ich meine Frau getroffen hatte, habe ich ihr erzählt, wer ich bin. Zunächst hat ihr das eine gehörige Angst eingejagt. Zum Glück hat sie mich dann besser kennengelernt und festgestellt, dass ich kein Monster mit mir herumtrage.

»Einige Leute glauben, dass das, was mein Vater getan hat, genetisch bedingt ist. Einige Leute glauben, es wäre mein Schicksal, ebenfalls als Mann des Blutes zu enden«, sage ich und betrachte das Blut, das von der Frau, die zusammengesunken auf dem Beifahrersitz hockt, ins Polster sickert, »weil dasselbe Blut durch meine Adern fließt. Aber sie irren sich«, sage ich, beschleunige den Wagen auf neunzig Sachen und fahre direkt gegen die Wand.

Sieben Tage früher

Kapitel 1

Der Wecker, der mich in diesen Freitagmorgen vor den Weihnachtsfeiertagen zerrt, klingt wie die Laserkanone aus einem alten Science-Fiction-Film, dessen Spezialeffekte nicht mehr als hundert Dollar gekostet haben. Ich schaffe es, meine Augen etwa zur Hälfte zu öffnen. Ich fühle mich, als hätte ich einen Kater, obwohl ich seit einer Ewigkeit nichts mehr getrunken habe. Im Halbschlaf strecke ich den Arm aus und schalte den Wecker ab, als Jodie mir einen Stoß in den Rücken versetzt. Hoffentlich bekomme ich zu Weihnachten dieses Jahr einen Wecker, der keinen Lärm macht.

»Du musst aufstehen«, sagt sie.

Es dauert ein paar Sekunden, bis ihre Worte zu mir durchgedrungen sind, dann lasse ich sie mit mir hinab ins dunkle Nichts des Schlafes sinken. »Ich will nicht«, höre ich mich selbst sagen.

»Du musst. Du bist damit dran, mich aus dem Bett zu schmeißen.«

»Ich dachte, du wärst an der Reihe.« Ich rolle mich auf die andere Seite und blinzele ihr ins Gesicht. Hinter den Vorhängen scheint die Sonne, und einige Strahlen werden

an die Zimmerdecke reflektiert. Ich schließe fest die Augen, damit ich sie nicht mehr sehen muss, und tue so, als wäre wieder Nacht. »Noch fünf Minuten. Versprochen.«

»Das hast du schon vor fünf Minuten gesagt, als du den Wecker das erste Mal ausgeschaltet hast.«

»Das erste Mal?«

»Komm schon. Es ist Freitag. Das Wochenende liegt vor uns.«

»Wir haben Weihnachten. Vor uns liegen zwei ganze Wochen.«

»Noch nicht«, ermahnt sie mich und stupst mich erneut an.

Ich hocke mich auf die Bettkante und gähne ganze zehn Sekunden lang, dann packe ich ihre Hand und versuche, sie ebenfalls aus dem Bett zu zerren, denn ich habe keine Lust, den Alptraum des Erwachens alleine zu durchleben. Sie versteckt sich unter der Decke und fängt an zu lachen. In diesem Moment betritt Sam das Zimmer und fängt ebenfalls an zu lachen.

»Mami ist ein Gespenst«, jubelt sie und stürzt sich auf sie.

Unter der Decke dringt ein »Umpf« hervor, dann erneutes Gelächter. Ich lasse die beiden allein und gehe ins Bad, um zu duschen; das heiße Wasser weckt meine Lebensgeister. Als ich fertig bin und mich gerade zur Hälfte rasiert habe, kommt Jodie herein und steigt hinter mir in die Dusche.

»Nur noch vier Arbeitstage«, sagt sie und gähnt.

»Ich weiß.«

»Wir haben fast Wochenende. Und dann noch drei Tage. Nicht mal. Der letzte Tag ist immer kürzer.«

»Klingt, als könntest du rechnen.«

»Das bringt mein Beruf mit sich.«

Das liegt daran, dass Jodie als Buchhalterin arbeitet. Mit einer Buchhalterin verheiratet zu sein, ist nicht das Ende der Welt, aber vielleicht finde ich das auch nur, weil ich selbst Buchhalter bin. Wir haben uns bei der Arbeit kennengelernt. Wo auch sonst? Über Buchhalter gibt es unzählige Witze, und unsere Beziehung hat vielleicht ihren Teil zu diesem Klischee beigetragen, keine Ahnung.

Jodie schaltet das Badezimmerradio in Gestalt eines Pinguins an. Sie dreht an der einen Schwimmlampe, bis sie einen Sender mit anständiger Musik gefunden hat, und an der anderen, um lauter zu stellen. Sie trällert einen Paul-Simon-Song über die fünfzig Möglichkeiten, seine Geliebte zu verlassen, und der Buchhalter in mir fragt sich, wie er auf diese Zahl gekommen ist und wie viele davon er ausprobiert hat. Mein Vater hatte seine eigenen Methoden, seine Geliebten zu verlassen – und ich bin mir ziemlich sicher, dass Paul Simon diese Methoden – *Slither wrists, Chris* – nie in Betracht gezogen hat. Jodie kennt nicht den ganzen Text und überbrückt die Lücken mit lautem Summen.

Ich ziehe mich an und gehe rüber ins Wohnzimmer. Über den Boden verstreut liegen Spielzeug und Schulbücher, und auf dem eingeschalteten Fernseher zappeln lustige Trickfiguren herum. Sam macht ihre Hausaufgaben beim Fernsehen, sie entwickelt ihre Multitasking-Fähig-

keiten bereits in jenem zarten Alter, in dem man seine Hausaufgaben normalerweise mit Bunt- und Filzstiften erledigt – jede Menge bunte Gegenstände, mit denen sich jede Menge bunte Schmierereien veranstalten lassen. Das Wohnzimmer ist klein, erst recht jetzt, wo in einer Ecke der Weihnachtsbaum steht. Das ganze Haus ist zu eng, darum kaufen wir ein neues. Heute hat Sam ihren letzten Schultag bis Ende Januar, und sie hampelt herum wie ein Kind, das gerade zum ersten Mal Koffein zu sich genommen hat.

Ich ziehe die Vorhänge auf, und das Sonnenlicht füllt Wohnzimmer und Küche; es spiegelt sich in sämtlichen metallischen Oberflächen, so dass es den Anschein hat, als wäre die Sonne ungefähr nur so weit entfernt wie unser direkter Nachbar. Die Pappeln, die die Straße säumen, haben vor der Hitze kapituliert und lassen ihre verbrannten Blätter hängen, die Vorgärten haben unter der sengenden Sonne eine knusprig braune Färbung angenommen. Die Klimaanlage schiebt Überstunden und trennt die Außenwelt vom Innern um mehrere Grad. In etwa sieben Stunden beginnen Sams Ferien, sie ist ganz aufgeregt, ich bin ganz schön genervt, und Jodie ist beides. Ich bin mir ziemlich sicher, dass ein Poltergeist im Haus lebt, der nachts aus seinem Versteck kriecht und sich größte Mühe gibt, keinen Stein auf dem anderen zu lassen.

Aus der Küche strömt Kaffeeduft. Sie steht voller moderner Geräte, deren Design in den Fünfzigern mal angesagt war und inzwischen wieder angesagt ist: reichlich rostfreier Stahl und lauter Rundungen. Ich fülle Sam eine

Schüssel mit Cornflakes, sie macht sich darüber her, und als ich bei meinem zweiten Toast angelangt bin, kommt Jodie den Flur hinunter und betritt das Esszimmer. Ihr schwarzes Haar, das ihr auf die Schultern fällt, ist immer noch ein wenig nass, und ihre Haut riecht nach Duschgel. Sie beugt sich zu mir vor, gibt mir einen Kuss auf die Wange und klaut sich den Rest von meinem Toast.

»Die Bezahlung für den Kuss«, flüstert sie und zwinkert mir zu.

»Ich hätte dir Pfannkuchen machen sollen. Das wäre dich teurer zu stehen gekommen.«

Mogo flitzt zwischen Jodies Beinen hindurch, springt auf den Tisch und starrt mich an. Mogo ist ein getigerter Kater mit einer viel zu starken Persönlichkeit und viel zu wenig Geduld. Manchmal glaube ich, er hat ähnliche Gedanken, wie sie mein Vater vor Jahren gehabt haben muss. Er frisst nie, wenn ich ihm was zu fressen hinstelle, sondern wartet stets darauf, dass Jodie sich um ihn kümmert. Er hält sich nie in meiner Nähe auf und möchte auch nicht, dass ich ihn streichle – genau wie alle anderen Katzen; offenbar habe ich irgendwas an mir, das sie nicht mögen. Mit Hunden ist es das Gleiche.

Wir beenden das Frühstück und packen unsere Sachen zusammen. Jodie ihre Aktentasche, Sam ihren Rucksack und ich meine Umhängetasche. Zeit zum Aufbruch. Es ist 8.30 Uhr, und der Paul-Simon-Song geht mir nicht mehr aus dem Ohr. Als wir ins Freie treten, ist es, als würden wir auf ein Hitzeschild treffen. Heute ist Jodie dran, Sam vor der Schule abzusetzen. Wir küssen und umar-

men uns, Türen werden zugeknallt und Motoren angelassen, dann brechen wir in unterschiedliche Richtungen auf. Das Innere meines Wagens ist der reinste Hochofen. Einige Nachbarn winken ihren Kindern auf dem Weg zur Schule hinterher, andere machen einen Spaziergang, bevor es zu heiß wird, und einige widmen sich der Gartenarbeit. Vor jedem der Häuser hier steht heute abholbereit ein Recycling-Behälter mit dem wöchentlichen Müll – grüne Tonnen mit gelben Deckeln säumen die Straße. Auf dem Weg in die Stadt komme ich an Transportern mit Anhängern vorbei, die am Straßenrand parken, davor hocken Leute auf Klappstühlen und blättern in ihren Zeitschriften, wenn sie nicht gerade Weihnachtsbäume und Lilien verkaufen.

Die Innenstadt ist von den Vororten durch vier lange Straßen getrennt, die ein riesiges Rechteck bilden; darin erstreckt sich ein Netzwerk aus Parallelstraßen, die wie auf einem Schachbrett angeordnet sind; die Gebäude dazwischen bestehen aus einer Mischung zweier unterschiedlicher Stile – hässliche Häuser, die vor hundert Jahren errichtet wurden, und nicht ganz so hässliche, die später errichtet wurden. Den Großteil dieser Szenerie könnte man nehmen und in einen Sherlock-Holmes-Roman verfrachten, ohne dass jemand einen wesentlichen Unterschied bemerken würde, außer Holmes selbst, der sich fragen würde, warum sich die Baker Street plötzlich von einem Tummelplatz für Taschendiebe und Heroinabhängige in einen Treffpunkt für Gangmitglieder und Klebstoffschnüffler verwandelt hat.

Während sich die Stadt Richtung Weihnachten schleppt, gelten die üblichen Fahrtzeiten nicht mehr, der Verkehr ist heute dichter als gestern, allerdings wird morgen noch mehr los sein. An den Straßenecken stehen ein paar Nutten, die besonders früh – oder aber mehr als spät – unterwegs sind; während ich an ihnen vorbeifahre, blicken sie mir mit ihren ausdruckslosen Augen hinterher, ein aufgesetztes Lächeln im Gesicht, das Make-up nach einer langen Nacht verschmiert und verblasst, in ihren knappen Klamotten der Gestank von Autoabgasen und Schweiß. Ich habe noch nie gesehen, wie jemand morgens um diese Zeit rechts rangefahren ist und eine von ihnen aufgelesen hat – das wäre, als würde man jemanden aus *Dawn of the Dead* vögeln. Ich frage mich, ob sie sich über die Feiertage freinehmen, ob sie zu Weihnachten eine schöne Zeit verbringen, ob sie heimfahren, sich eine Nikolausmütze aufsetzen, Weihnachtslieder hören und ihre Wohnung schmücken. Ich schalte das Radio ein und muss vier Sender überspringen, bis ich einen ohne die üblichen öden Sexwitze finde, die die anderen seit zwanzig Jahren vom Stapel lassen. Die zwei DJs, bei denen ich hängen bleibe, vermelden, dass es bereits siebenundzwanzig Grad hat und noch wärmer wird; außerdem erinnern sie uns daran, dass es Auflagen für den Wasserverbrauch gibt, dass sich die Erde immer stärker erwärmt und dass in knapp sieben Tagen Weihnachten ist.

Auf dem Weg in die Stadt erwische ich so gut wie jede rote Ampel; die Leute hocken schwitzend in ihren Fahrzeugen, während die Temperaturen weiter steigen. Fünf-

undzwanzig Minuten später habe ich den vorweihnachtlichen Verkehrswahnsinn auf Christchurchs Straßen heil überstanden und erreiche das Parkhaus. Ich fahre über die engen Kurven auf die achte Ebene; einige Fahrer nehmen sie vorsichtiger als ich, andere benutzen sie als Rennstrecke. Schwitzend steige ich die Treppe hinab, wo ich an einem Obdachlosen namens Henry vorbeikomme, der wie immer erklärt, ich sei ein Heiliger, nachdem ich ihm ein paar Dollar zugesteckt habe. Er hält eine Bibel in der Hand, und vielleicht hat er ja tatsächlich ein gutes Auge für solche Dinge, vielleicht sagt er das aber auch nur wegen der Flasche billigen Wodkas in seiner anderen Hand. Vom Parkhaus läuft man lediglich zwei Minuten zu meinem Arbeitsplatz. Die Gehwege wimmeln vor finster dreinblickenden Menschen, die schicksalsergeben dem vor ihnen liegenden Tag entgegnetrotten, in einem Bürogebäude, in einem Geschäft oder unter einer Parkbank. Einige von ihnen können Weihnachten kaum abwarten, und einigen ist gar nicht klar, dass Weihnachten vor der Tür steht. Die Sonne klettert immer höher. Wohin man auch schaut, blauer Himmel, und dazu das allgegenwärtige Gefühl, dass wir dieses Jahr kein einziges Wölkchen mehr zu sehen bekommen.

Das Buchhaltungsbüro hat fast fünfzig Angestellte und ist eines der größeren und wohl auch teureren in der Stadt, sein Renommee zeigt sich bereits an den wichtig klingenden Namen der Teilhaber – Goodwin, Devereux & Barclay – sowie an seiner exklusiven Lage, von der aus man einen Blick auf die ganze Stadt hat. Es befindet sich

in einem der moderneren Gebäude von Christchurch, das es sich hauptsächlich mit Anwälten und Versicherungsunternehmen teilt. Unsere Firma belegt die obersten drei der insgesamt fünfzehn Stockwerke – sie ist die größte im Gebäude. Aus der Empfangshalle weht mir ein kalter Luftzug entgegen, und vor dem Fahrstuhl hat sich eine Schlange gebildet. Ich nehme den Weg durchs stickige Treppenhaus und gerate noch mehr ins Schwitzen.

Ich arbeite auf der dreizehnten Etage, von der aus man einen nicht so hübschen Blick hat wie die Chefs über mir, aber einen besseren als die Anwälte darunter. Als ich dort eintreffe, begrüße ich wie jeden Morgen einige der Kollegen, was zurzeit etwas länger dauert, denn offensichtlich will jeder wissen, was man sich für Weihnachten vorgenommen hat. Die Kollegen, die am neugierigsten sind, scheinen sich am meisten vorgenommen zu haben.

Fast alle Mitarbeiter haben das Glück, ein eigenes Büro zu haben – nur wenige müssen sich mit einer Arbeitsnische begnügen. Ich gehöre ebenfalls zu den Glücklichen, außerdem liegt mein Büro am Ende des Flurs, so dass kaum jemand daran vorbeikommt. Hier beschäftige ich mich mit Steuerangelegenheiten und weniger mit Menschen. Ich werfe meine Umhängetasche auf den Schreibtisch, lasse mich in meinen Stuhl fallen und zupfe mir das feuchte Hemd vom Körper. Mein Büro bietet gerade genug Platz für einen Schreibtisch und eine Person zu beiden Seiten. Die meisten freien Flächen an den Wänden im ganzen Stockwerk sind mit Zeichnungen von Kindern übersät, die ihre Eltern mitgebracht haben – violette

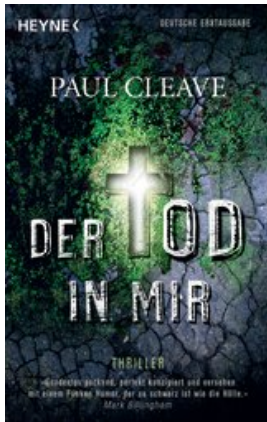
Weihnachtsbäume und Hunde mit sieben Beinen erinnern uns daran, dass wir lieber woanders wären als hier –, und in meinem Büro sieht es genauso aus. Ich starre einige von Sams Zeichnungen an und verschnaufe ein paar Minuten, bevor ich mich auf die Unterlagen stürze, an denen ich gerade arbeite – unsere Firma wurde von einem Mineralwasserkonzern engagiert, McClintoch Spring Water, um nach Steuervergünstigungen zu suchen. Zur Steigerung des Gewinns hat das Unternehmen letztes Jahr eine Anzeigenkampagne mit Bildern von Jesus geschaltet.

Um 12.30 Uhr treffe ich mich mit Jodie in einem Café unten am Strip zum Mittagessen. Dort befinden sich mehrere Cafés bzw. Bars, die abends als Nachtclub dienen, mit Übergangsbereichen und Tischen, die bis auf den Gehweg stehen. Ich werde dort mit »Sir« angesprochen, denn ich bin fast dreißig; käme ich allerdings heute Abend hierher, würde man mich wahrscheinlich zum Gehen auffordern, weil ich zu alt bin. Die Cafés sind zu neunzig Prozent gefüllt, einige Gäste haben bereits einen Sonnenbrand, andere sitzen im Schatten riesiger Sonnenschirme, und der Duft von Essen und Kölnisch Wasser liegt in der Luft. Die Kellnerinnen tragen alle enge schwarze T-Shirts. Die meisten haben ihre Haare zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden, der beim Gehen auf und ab wippt. Der Avon River auf der anderen Straßenseite ist fast zum Stillstand gekommen, Käfer schwirren umher, angezogen vom Geruch des regungslosen Flussgrases und eines toten Aals, der mit dem Bauch nach oben vorübertreibt.

Wir reden und essen gleichzeitig, unser einziges Thema ist das neue Haus, das wir kaufen wollen. Jodie stochert in einem Geflügelsalat herum, der wohl nur dem Namen nach Geflügel enthält, denn offensichtlich kann sie kein einziges Stück Fleisch darin finden. Ich bearbeite einen Teller Nachos; das Essen ist okay, wenn auch nicht umwerfend, trotzdem kostet es so viel, als wäre es das beste in der ganzen Stadt. Vielleicht zahlen wir einen Aufpreis dafür, dass wir die Kellnerinnen in ihren T-Shirts begaffen dürfen.

Das neue Haus braucht ein Gästezimmer, das so groß ist, dass ich einen Billardtisch darin unterbringen kann, und Jodie möchte sich eine Aerobic-Ausrüstung zulegen. Wahrscheinlich werden wir nichts davon benutzen, doch momentan besteht der Spaß darin, seiner Fantasie freien Lauf zu lassen. Auch für Sam ist ein neues Haus eine aufregende Sache. Aber zunächst mal müssen wir den ganzen Weihnachtstrubel hinter uns bringen. Sam hat jetzt genau das richtige Alter dafür – sie glaubt immer noch an den Weihnachtsmann.

Die Kellnerin tritt zu uns an den Tisch und fragt, ob es uns schmeckt, als wir beide gerade den Mund voll haben, so dass keiner von uns antworten kann. Offensichtlich hält sie das für ein gutes Zeichen und geht zum nächsten Tisch. Wahrscheinlich fehlt nicht mehr viel, bis wir die Fünfunddreißig-Grad-Marke erreichen, und als wir ein Uhr haben, droht die Kellnerin zu zerfließen und sich in einer Pfütze aus Fleisch aufzulösen, während die Sonnenschirme kurz davor sind, in Flammen aufzugehen. Wir



Paul Cleave

Der Tod in mir

Thriller

Taschenbuch, Broschur, 464 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-43511-7

Heyne

Erscheinungstermin: August 2010

Wenn die inneren Dämonen erwachen

Christchurch, Neuseeland. Edward Hunter wurde schon früh als Kind zu einer lokalen »Berühmtheit«, nachdem sein Vater als Serienmörder verhaftet wurde. Jahre später holt ihn die Gewalt wieder ein, als er in einen Banküberfall gerät, bei dem seine Frau kaltblütig erschossen wird. Überwältigt vom Schmerz des Verlusts und den eigenen Schuldgefühlen treiben ihn seine inneren Dämonen zu einem unerbittlichen Rachefeldzug. Und dann wird auch noch seine kleine Tochter entführt ...

 [Der Titel im Katalog](#)